

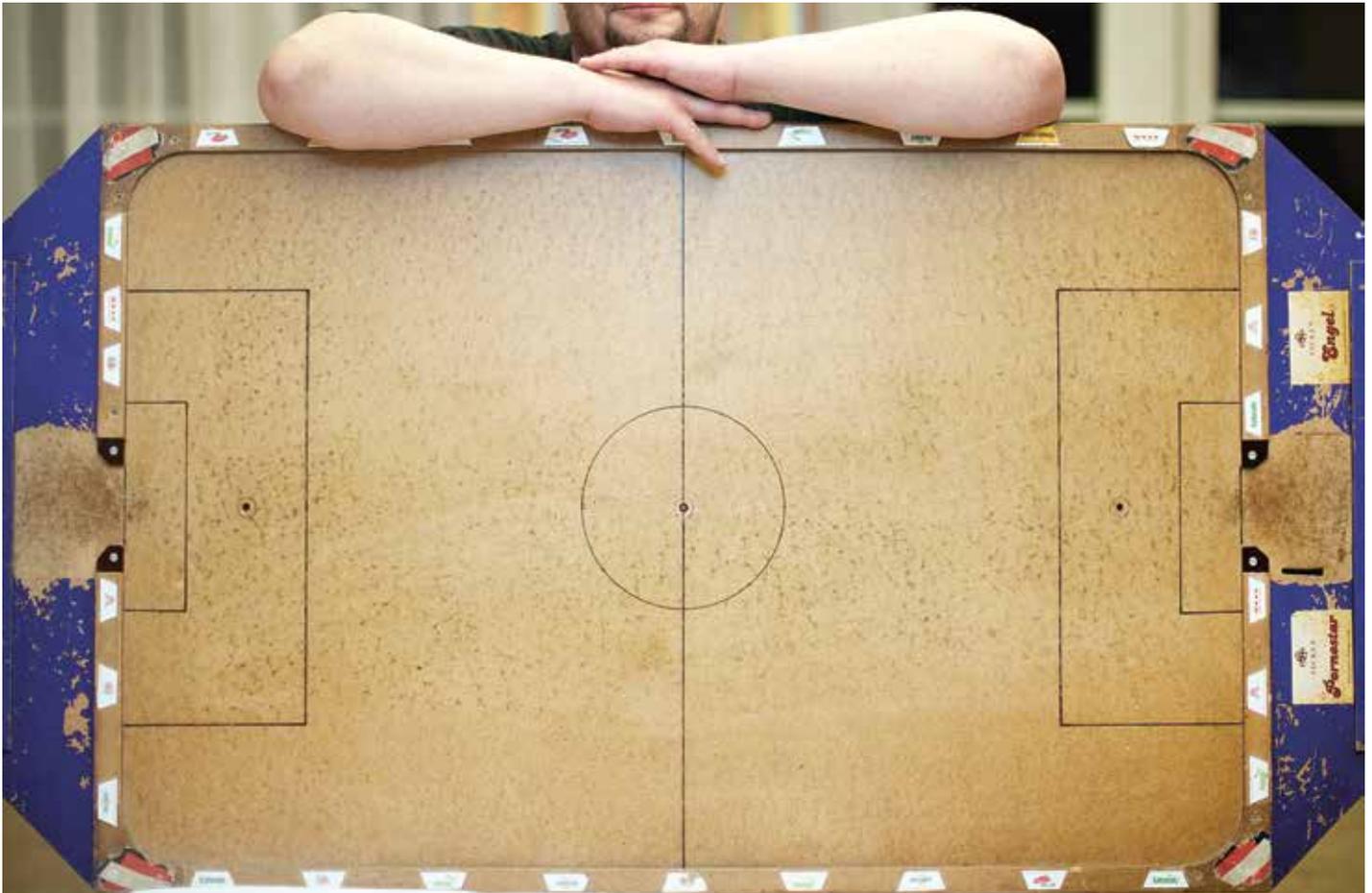
Mit der Eieruhr die Zeit anhalten

Text: Mareike Boysen
Fotos: Nina Strasser

Der 1. Österreichische Fitschigogerl-Club wurde 1974 in Wien gegründet. Noch immer treffen sich jeden Dienstagabend bis zu 19 Mitglieder und spielen drei Divisionen aus. Nur die Jungen wollen nicht bleiben.

In das Lokal des Pensionistenklubs in der Anton-Sattler-Gasse in Wien-Floridsdorf ist Weihnachten eingezogen. Über toskanischen Landschaftsgemälden in Rot- und Gelbtönen sind Strohsterne, einzelne Engel und Kugeln befestigt. Aus der Notfallecke im Vorzimmer lugt zwischen Defibrillator und Erste-Hilfe-Koffer eine Weihnachts-

mannfigur hervor. „Sie hätten vor zwei Wochen kommen sollen“, sagt Walter Drnek. „Da hatten wir hier alles mit unseren Pokalen dekoriert.“ Der 79-Jährige hat gerade ein Debüt gefeiert: Ende Oktober hat er zum ersten Mal das Einzelfinale der Österreichischen Fitschigogerl-Meisterschaften für sich entschieden. 16-mal fand das



Turnier bislang in unterschiedlichen Abständen statt, Drnek war immer dabei. Er zeigt auf den Wimpel, der auf der Theke steht: „Als Verein gibt es uns seit 1974.“ Seitdem hat er jeden Dienstag um 18 Uhr einen fixen Termin.

ORDNUNGSLIEBE

„Als Obmann bin ich Mädchen für alles“, sagt Drnek und teilt eine Tafel Schokolade, die er zur Stärkung der Vereinsmitglieder mitgebracht hat, in kleine Stücke. Kassier Ferdinand Staudinger und er treffen für gewöhnlich früher ein als die restlichen Fitschigogler, um Sessel zur Seite zu schieben und Getränke bereitzustellen. Die beiden kennen sich seit der Kindheit, sie sind in der gleichen Siedlung in Floridsdorf aufgewachsen und gemeinsam in die Schule gegangen. „In den Pausen haben wir auf den Bänken mit Knöpfen und eingeritzten Toren gespielt“, sagt Drnek. Für die Vereinsspiele kommen hingegen ausschließlich standardmäßige Spielbretter infrage, von denen die langsam eintrudelnden Mitglieder jeder eines hineinträgt. 100 mal 64 Zentimeter messen die Fußballfelder im Miniaturformat, eingefasst sind sie von Holzbanden mit abgerundeten Ecken.

**„Je älter man wird,
desto patscherter wird man auch.“**

Hans Ofner

Die Mannschaften, die hier gleich gegeneinander antreten sollen, machen sich durch das Klackern in den Hosentaschen bemerkbar. Ihre persönlichen Spielgeräte haben die meisten Fitschigogler in Film- oder alten Medikamentendosen verstaut. Zum Set gehören ein Schießbrett aus Holz, Plastik oder Metall, eine Zwei-Groschen-Münze, deren Beklebung an einen Fußball erinnert, und mindestens zwei Fünf-Schilling-Münzen – die Spieler. Um diese im Match von denen des Gegners unterscheiden zu können, haben ihre Besitzer sie nach ihrem Gusto markiert. Drneks Mannschaft tritt als blau-gelbe Vienna an, auch der Sport-Club, Rapid und die Austria sind vertreten. Staudinger, der lange als Imker tätig war, hat seine Mannschaft mit einer gezeichneten Biene versehen. Für das erste Meisterschaftsspiel, das heute ausgetragen wird, ist er allerdings als Schiedsrichter vorgesehen.

„Jeder, der die Regeln kennt, darf pfeifen“, sagt Drnek. „Du also nicht“, ruft ein Kollege im Vorbeigehen und bricht in Gelächter aus. Eine Regelunsicherheit, erklärt Drnek, habe ihn vor vielen Jahren den Cuptitel gekostet. Nachdem er sich im Finale eine Münze, die direkt an der Bande liegen geblieben war, für den Schuss zurechtgelegt hatte, entschied er sich um und ließ stattdessen seinen zweiten Spieler zum Angreifer werden. Der Schiedsrichter sah darin ein Foul, der Freistoß für den Gegner brachte das entscheidende Tor. „So etwas vergisst man nicht“, sagt Drnek.



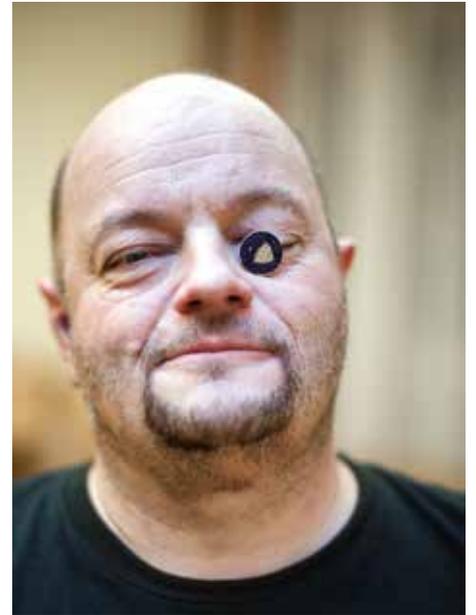
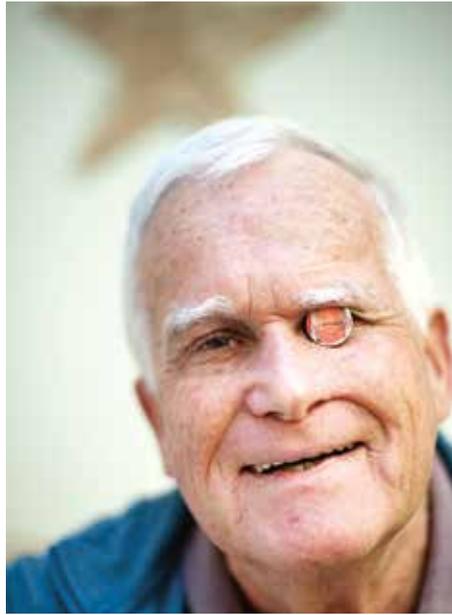
WIENER WM

27 Spielregeln verzeichnet die Webseite des Ersten Österreichischen Fitschigogler-Clubs heute. Gemeinsam mit den Vereinen aus Lienz, Sankt Pölten und dem Burgenland haben die Wiener das Regelwerk bislang dreimal überarbeitet, heute spielt man mit der Version aus dem Jahr 2000. Das Bandenspiel sei ausdrücklich erlaubt, lässt sich darin lesen, Schieben oder zu wildes Schießen hingegen sind mit einem Frei- beziehungsweise Strafstoß zu ahnden. Halten sich zwei Spieler einer Mannschaft im gegnerischen Torraum auf, ist auf Abstoß für die verteidigende Partei zu entscheiden. Dabei darf ein Tor nur aus dem Strafraum erzielt werden. Wer sich mit der Hand auf dem Spielbrett abstützt, riskiert einen Foulpfiff. „Alles schön und gut“, sagt Hans Ofner, derzeit Zweiter in der zweiten von drei vereinsinternen Divisionen. „Aber je älter man wird, desto patscherter wird man auch.“ Weshalb man sich besser auf die Partien vorbereite, sagt Drnek. „Ich habe mir eine Liste gemacht. Darauf steht, gegen wen ich besser auf einem rutschigen oder auf einem pickerten Brett spiele. Jeder hat auch eine Lieblingsecke beim Elfer.“ Neben der Schuss-, also Fingerfertigkeit zähle wie beim richtigen Fußball die Psychologie.

Unter Jubelschreien und gelegentlichen Flüchen ist an einem der Tische nebenbei das Halbfinale des Cupbewerbs ausgespielt worden: Als die Eieruhr nach 30 Minuten läutet und damit das Ende der zweiten Halbzeit anzeigt, steht Helmut Staudinger, der im Bewerb unter seinem Vornamen antritt, dank eines 8:2 gegen „Baumann“ im Finale. „Meiner Prognose nach hätte ich selbst das Halbfinale erreichen sollen“, sagt Drnek und zieht unter diversen Tabellen einen entsprechend betitelten Zettel hervor. Dass er stattdessen in der Vorrunde ausgeschieden ist, scheint aber verschmerzbar, zumal sowohl in der Doppel- als auch in der Weltmeisterschaft für ihn noch alles zu holen ist. Eine interne Weltmeisterschaft sei das, räumt er ein, an der ausschließlich Österreicher, mehr noch: ausschließlich Wiener teilnahmen. Früher, als er selbst noch jung war, da habe der Titel noch etwas bedeutet.

TRADITION UND UNGESICHERTE ZUKUNFT

„PfitschigoglerIn war doch ein Volkssport für uns“, sagt Drnek. „Das hat jeder gekannt. Heute spielt das in der Schule kein Mensch mehr.“ Wie aus dem Pfitschi-



6
4



eigentlich das Fitschigogerln geworden ist, weiß nicht einmal er mehr so genau, vermutet aber eine Rechtschreibschwäche bei einem der Gründungsmitglieder. „Mich ärgert das bis heute“, sagt er. „Was haben wir mit den Fidschi-Inseln zu tun?“ Dass der Dialektbegriff in beiden Schreibweisen das Problem der mangelnden Seriosität mit sich bringt, ist Drnek bewusst. „Du kannst mi pfitschigogerln“ etwa bedeutet dem Wiener, er könne ihn gern haben, „pfitschigogerln ma“ kündigt einen baldigen Aufbruch an. In seinem Aussteigerlied „I drah zua“ auf dem Album „Eigenheiten“ singt Wolfgang Ambros 1973: „I spü des, was mi grad gfreit: Domino oder Pfitschigogerln, ganz alla, wei ab heit hab i Zeit.“

„Zu ernst nehmen wir uns selbst nicht“, sagt Drnek. „Aber es ist doch eine schöne Beschäftigung.“ Vor vielen Jahren, so genau erinnert er sich nicht mehr, hat der Verein ein Klubmitglied ausschließen müssen, weil er nach einem verlorenen Match einen Sessel zertrümmert hatte. „Irgendetwas hat nicht gestimmt mit ihm.“ Schade sei das gewesen, „da wir doch eh immer weniger werden“. Auch seine drei Söhne hat Drnek mitgebracht, sobald sie zehn Jahre alt waren. Seitdem lautet sein Bewerbungsname „Drnek 1“. „Meine Söhne sind nicht mehr da“, sagt er. „Aber der Einser im Namen ist mir geblieben.“

„Können Sie da in der Zeitung einen Mitgliedsantrag für Nachwuchsspieler abdrucken?“, fragt Ofner später. „Die Einschreibgebühr zahle ich.“ In allen umliegenden Schulen hätten sie Werbung gemacht, sagt er,



sogar bei einer Bauernschachveranstaltung habe der Verein einen Stand betrieben. „Die Jungen zeigen sich immer begeistert, aber dann kommt niemand.“ Oder, ergänzt Drnek, sie tauchten zweimal auf und dann nie wieder. In der ewigen Bestenliste, die endlich einmal digitalisiert gehöre, fänden sich einige solcher Karteileichen. „Zehn verlorene Spiele und dann geben sie auf“, sagt er. „Aber wir sind natürlich auch alle gut hier.“ Die Frage seiner Nachfolge stellt sich Drnek immer wieder. „Es sind schon viele gestorben. Wenn es mich erwischt, weiß ich nicht, ob es hier noch weitergeht.“ Drnek schüttelt den Kopf, als er dem Ruf seines Teamkollegen zum Doppelmatch folgt. ○